

umziehen, in einem Bistro Kaffee trinken und Croissants essen, die nächste Bushaltestelle anpeilen und sich offen für alles, der Atmosphäre der Stadt zu ergeben. Ein 3 Tagesticket für Metro, Busse und für alles, was so innerhalb der Peripherique herumfahren muss, kostet lediglich 23 Euro und wer das nicht nutzt, ist es selbst schuld. Denn in Paris gibt es nichts Schöneres oder Wahrnehmungsaktiveres als die Stadt mit den zahlreichen Buslinien zu erkunden und das, glauben Sie mir, das funktioniert reibungslos und meistens auch mit einem Sitzplatz. Das außergewöhnlich Schöne und der große Unterschied zu den Doppeldecker-Touristenbussen ist einfach der, dass man viel sehen kann und sich mitten in der Pariser Bevölkerung befindet und allen jenen, die ebenso in der Stadt zu Besuch sind. Empfehlenswert sind die Linien 28, 38, und 92, alle drei führen von Nord nach Süd, die 38 vom Gare du Nord über den Boulevard St. Michel, Montparnasse bis zur Porte d'Orleans. Dann gibt es noch die Metros, die teilweise als Hochbahnen über den Straßen fahren. Die Linie 10 ist so eine und führt von Boulogne Bilancourt zur Porte St. Cloud, fährt über die Seine, so dass man den Eiffelturm sehen kann und ist eine schöne Alternative, einen kleinen Teil von Paris aus einer Vogelperspektive kennen zu lernen.

Aber nun zurück zu unserer Reise. Auffällig war von Anfang an, dass fast alle Bäume noch ihre Blätter hatten und der November wie ein grün-gelb angestrichener Spätsommer aussah. Zunächst stand der Invalidendom auf unserem Programm, weil wir danach, es ist von dort nur ein Katzensprung, ins Grand Palais laufen wollten. Der Invalidendom ist nicht nur von außen mit seiner golden glänzenden und ziselier-



ten Kuppel ein staunenswertes klassizistisches Bauwerk der Zeit Ludwig des XIV, sondern auch

innen mit der reich verzierten Kuppel und den erhaben dreinschauenden Statuen, mit dem Sarkophag von Napoleon und all den historisch mahnenden Inschriften und gemeißelten Tafeln einfach nur beeindruckend. Der Invalidendom ist aber auch das „Hotel des Invalides“ einer Versorgungshospital für Kriegsverletzte, davon zeugt der gewaltige quadratische Anbau mit weitläufigen Innenhof, der bei seinem Ausgang den Blick auf das Grand Palais nebst dem Petit Palais eröffnet. Invalidendom ist für den deutschen Besucher zunächst irreführend, weil es nicht Dom sondern dôme (Kuppel) heißt und nicht als Kirche gedacht war. Nun herrschte Napoleon Bonaparte zwischen 1799 bis 1814 nicht nur über Frankreich, sondern zwischendurch über ganz Europa - bis Moskau und dann verliess ihn zu unserer aller Glück die Gunst der Kriegsgötter - Napoleon starb 1821. 1840 wurde per Gesetz der Umbau des Gebäudes zum Grabmal Napoleons angeordnet. Louis Visconti stellte in die Mitte einer tiefer liegenden Rotunde einen gewaltigen Sarkophag aus Schokschka-Quarzit (von Schokschinsk am Onegasee) auf, dessen Innenleben aus fünf ineinander geschachtelten Särgen besteht. Der Sarkophag mitten in der Rotunde ist für Besucher nicht zugänglich. Zwölf Pfeiler stellen trauernde Viktorien dar und symbolisieren die großen militärischen Siege: z.B. Rivoli, die Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram, Friedland und Moskau. Personenkult und Gigantismus sind seit jeher die großen Schwächen despotischer Herrscher.

Über den Pont Alexandre III, eingerahmt von 4 quadratisch konisch zulaufenden Säulen, auf denen jeweils Pegasos in goldener Haut in der Sonne glänzt, erreicht man dann die beiden Palais, links das Grand Palais und rechts das Petit Palais. Ziel der Begierde unseres Wissendurstes war eigentlich die Photomesse Parisphoto, aber dieser geplante Besuch wurde erst einmal verschoben. Zum einem, weil die Personenschlangen an den Kassen viel zu lang waren, weil ohne präsentable Unterlagen jeglicher Kontakt eine Seifenblase sein musste und zum anderen die Ausstellung von Felix Vallotton (1865 bis 1925) uns viel begehrenswerter erschien. Dieser in der Schweiz gebürtige Maler, den viele wegen unbeschreiblich schöner Landschaftsdarstellungen

vor allem seines Heimatlandes kennen werden. Vallotton hat mit seinem Stil und seiner Auffassung, die Realität in moderner, ästhetisch



vollkommen austarierter Manier darzustellen, vielen Malern des 20. Jahrhunderts als Vorbild gedient: Katz, Hockney oder auch de Chirico müssen Bilder Vallottons gesehen haben. Seine Porträts oder Gruppenbilder wurden im Surrealismus aufgegriffen oder sind als Anleihen in einigen Werken der Pittura Metafisica



oder in der Pop-Art zu sehen. Die Ausstellung hatte sehr viele begeisterte Kunstbegeisterte angelockt und das, was wir gesehen haben, war in der Tat grandios. Vallottons außergewöhnliche Bilder sehen zu können, vor allem die großformatigen Akte und Antikriegsbilder wird vielen zumindest bei uns in den nächsten Jahren wahrscheinlich nicht vergönnt sein. Ein Manko dieser gut beworbenen und in ihrer Art einzigartigen Ausstellungskonzepte ist immer die Masse der Menschen, die gerade an den Wochenenden möglichst alles sehen wollen, was natürlich ihr gutes Recht ist; allerdings frage ich mich oft angesichts der Altersstruktur und der eleganten Bekleidung dieser Kunstliebhaber, ob es wirklich der Genuss der Kunsterfahrung ist oder ob es darum geht, dabei gewesen zu sein, und im small oder big Talk mitreden zu können. Schon beim Einlass wurde immer nur ein bestimmtes Kontingent Besucher durchgewunken, einige schienen aber trotzdem mit wichtig aussehenden Papieren bevorzugt behandelt zu werden.

Weiter führte uns der Weg zum Palais Royal, (1627 bis 1629 erbaut) weil die



große Bodeninstallation „Les Deux Plateaux (1985/86)“ von Daniel Buren nicht nur unsere Aufmerksamkeit angefacht hatte, sondern



auch mein Fotoarchiv ansonsten unvollständig geblieben wäre. Dieser städtische Palast, in unmittelbarer Nähe des Louvre, ist offensichtlich eine eierlegende Wollmilchsau, was die Beherbergung betrifft: im Haupttrakt befindet sich der Staatsrat (frz. Conseil d'État), im Westflügel die Comédie Française und der Verfassungsrat (frz. Conseil constitutionnel) und im Ostflügel bemüht sich das Kultusministerium um die Belange des französischen Erbes und aller anderen zeitgenössischen Tendenzen.



Es dämmerte schon, als wir dann noch einen kleinen Spaziergang rund ums Pantheon machten, in der Hoffnung, ein akzeptables Restaurant zu finden, was sich aber schnell als realitätsfern, weil zu kostenintensiv herausstellte.

Ganz oben auf unserer ungeschriebenen Liste der noch zu entdeckenden Kleinode oder Volltreffer stand das Musée Branly in der Nähe des Tour d'Eiffel und am Ufer der Seine. „Musée des Arts premiers“ oder „Musée des arts et civilisations d'Afrique, d'Asie, d'Océanie et des Amériques“, so wird es offiziell benannt. Es ist also ein ethnologisches oder völkerkundliches Museum wie wir es auch aus Köln kennen. Aber was für eins! Es wurde vom großartigen französischen Architekten Jean Nouvel geplant und 2006 von dem damaligen Staatspräsidenten Jacques Chirac eröffnet. Jean Nouvel auch bekannt durch den Torre Agbar in Barcelona, das Kunst- und Kongresshaus Luzern, die Oper in Lyon oder die Galerie Lafayette in Berlin, hat mit diesem langgestreckten Bauwerk für meine Begriffe ein museales Meisterstück der Extraklasse geschaffen. Um Ihnen aus architektonischer und ästhetischer Sicht zu verdeutlichen, was hier mitten in Paris entstanden ist, möchte ich einige Zahlen anführen. Das gesamte Ensemble besteht aus vier Gebäuden auf einer Fläche von 2 Hektar, wovon 40.600 m² als Ausstellungsfläche bespielt werden können. Die 200 Meter lange, auf Stelzen gebaute Hauptga-

lerie überrascht und beglückt zur Straßenfront hin mit einer 800 m² großen Pflanzenwand,



die vom Künstler Patrick Blanc gestaltet wurde. Über eine 80 m lange sinusförmig geschwungene Brücke gelangt der Besucher zum Haupteingang und bewegt sich staunend durch eine wuchernde und mäandernde Pflanzenwelt, die der Landschaftsarchitekt Gilles Clément als einen 18.000 m² großen Garten entworfen hat.



Und von fast überall sieht man die Spitze des Eiffelturms, der nur wenige hundert Meter entfernt in den Himmel ragt. Das Musée Branly ist eine Oase, eine Insel der Kontemplation inmitten der Hektik und der Geschäftigkeit der permanent zirkulierenden Metropole. Schreitet man durch den Eingang in die Vorhalle wird der Sinnesgenuss auf dem Weg zu den einzelnen Abteilungen mehr und mehr gesteigert. Durch einen geschwungenen Hohlweg, - man erinnert sich unwillkürlich an den Park Güell in Barcelona - der sich ins Innere des Museums windet, wird man über eine schlangenförmige Fährte einer auf dem Boden flackernden Lichtinstallation, die ineinander verschlungene Wortbilder unterschiedlicher Sprachen miteinander verschmelzen lassen, zu den unterschiedlichen ethnologischen Ausstellungsterrains geleitet. Das gesamte Museum mutet wie eine

Höhlenkonstruktion an, einer urgeschichtlichen Behausungsform in einem polyolithischen Beton-Glasblock. Alles ist in angenehmer Weise verdunkelt, aber nur so, dass durch siebartige Minischlitze genügend Licht eindringen kann, um sich mit dem Kunstlicht zu einer phantas-



tischen Reise ins Innerste der Welt zu vereinigen. Was den Besucher jetzt erwartet, erscheint mir als unbeschreiblich, weil die Eindrücke so mannigfaltig sind und mein Textraum dieser Redundanz in keinsten Weise entsprechen kann. All die Masken und Fetische, die



Kleider und Werkzeuge, die Skulpturen und Gemälde muss man selbst gesehen haben, deshalb plädiere ich schon an dieser Stelle dafür, dass es in jeder Hinsicht wichtig ist, die Welt der ethnologischen Exponate im Branly



zu sehen und in sich aufzunehmen. Erwähnenswert ist noch die Sonderausstellung des kolumbianischen Fotografen Jose Alejandro Restrepo, dessen Bilder die verstörenden Orte ehemaliger menschlicher Behausungen, oft sind es ehemalige versteckte Drogenlabore im

Dschungel, in ihrem Verfall, ihrer Verlassenheit und der Rückeroberung durch die sie umgebende Natur verdeutlichen. Vergänglichkeit und Wiederkehr, der Kreislauf des Lebens und die sich selbst verwischenden Spuren menschlichen Seins und Handelns finden sich in



diesen menschenleeren Fotos wieder. Man wird daran erinnert, dass in Kolumbien wie in vielen anderen Ländern Südamerikas seit Jahren ein Bürgerkrieg wütet, der sehr viel mit der Produktion von Kokain und den Verteilungskämpfen zu tun hat. Ebenso seien die Exponate der anderen kolumbianischen Künstler: Juan Manuel Echavarría, Miguel Ángel Rojas und Oscar Muñoz zu erwähnen.

Verlässt man das Gelände wieder und überquert den Quai de Branly erwartet einen eine weitere Überraschung: der Photoquai oder "Les Résidences de Photoquai" entlang der

Seine-Mauer, zwischen der Passerelle Debilly und der Pont d'Alma. Hier wird ausgezeichnete, ungemein beeindruckende Fotokunst mit kritischen und gesellschaftlich relevanten Themen aus den Erdteilen Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika auf mehr als mannshohen Schautafeln präsentiert, die von relativ unbekanntem Fotografen meisterlich umgesetzt worden sind. Ein Seherlebnis der besonderen Art, denn wo kann man schon überformatige Fotografien dieser Qualität und Quantität unter freiem Himmel bewundern. Beeindruckende Szenen aus dem Leben der Menschen zwischen den Slums von Manila und den Drogenexzessen der mexikanischen Mafiakartelle, Momentaufnahmen aus den Hinterzimmern der Globalisierung, Inszenierungen oder Schnappschüsse einer desaströsen Wirklichkeit außerhalb der hoch industrialisierten Staaten, von der wir nur allzu gern und meistens verschont werden möchten.

Und weil das Busfahren und das entspannte Betrachten einer Stadt aus dieser Perspektive so viel Spaß macht, haben wir noch das Gelände um den Trocadero mit den Menschenmassen Handy fotografierender Digitalvermüller aufgesucht, deren Posen vor der Kulisse des Eiffelturms teilweise groteske Züge annahmen. Ein Abstecher zur Porte d'Italie, ein Café au Lait und eine Zero und dann wieder zurück nach Alésia (heute wie damals bei den Hochgewächsen an der Côte d'Or gelegen), wo schon der grimme Avernier Vercingetorix, als er es irgendwann leid war, dauernd gegen die spinnenden Römer anzukämpfen und sich seinem Schicksal, allerdings mit dem Schwert in der Hand, ergab. Hier wäre Platz für einen Geheimitipp, denn das Restaurant, welches wir zum Dinner aufsuchten, hatte Extraklasse zu sehr zivilen Preisen. Die Charlotte au Poires war mehr als eine Sünde wert und gehört zu den schönsten gast-



ronomischen Erinnerungen an Paris, wahrlich ein Fest fürs Leben.

La Defense. Ich kannte es noch nicht, auch wenn ich schon so häufig in Paris gewesen war, weil mich diese Monumentalarchitektur aus der Retorte einfach nicht interessiert hatte. Aber da war mein Fotoarchiv wiederum mehr als nur ein Ratgeber und dieser Ausflug über



Etoile und den Arc de Triomphe mit der Metrolinie 1 war tatsächlich auch eine Bereicherung. La Defense am Sonntagmorgen bei ca. 7 Grad Celsius bedeutet auch, dass man diesen Ort relativ ungestört und vollständig fotografieren kann. Trotzdem geht es mir nicht in den Kopf, was die damaligen Staatslenker von Pompidou bis Mitterrand dazu bewegen haben kann, diese Gigantomanie von der Kette zu lassen. Ein Klein-Manhattan für die Grande Nation, die Hybris eines überzogenen Nationalismus im Zeichen noch prosperierender Weltmachtgedanken oder einfach nur die Spekulationsfolge eines Hand in Hand gehenden Finanz- und Politikfeudalismus? Fangen wir von vorne an. „La Défense de Paris“, war und ist ein Denkmal in Erinnerung an die Verteidigung von Paris 1870 während des deutsch-französischen Krieges. 1963 begannen die Arbeiten, die 26 Jahre dauern sollten. Das heute sichtbare Glasfassadengebirge, ein Gebilde aus der Feder unterschiedlicher Architekten, steht auf einem Hügel, der früher Chantecoq oder Hahnenang genannt wurde und auf deren Höhe eine Windmühle stand. Louis XV verlängerte die große Achse der

heutigen Avenue des Champs-Élysées bis hierher als kleine, befahrbare Allee. An dieser Stelle wurde als zeitgenössisches, weit sichtbares Pendant zum Arc de Triomphe zwischen 1984 und 1989 auf Initiative von François Mitterrand die Grande Arche gebaut, die dann termingenaue am 14. Juli 1989 zur 200-Jahrfeier der Französischen Revolution eingeweiht wurde. Als Architekt zeichnet der Däne

Johan Otto von Spreckelsen und der Franzose Paul Andreu. Mit 110 Metern überragt dieses monumentale Tor den Arc de Triomphe um mehr als das Doppelte, denn dieser misst nur 49 Meter in der Höhe. Entsprechend fallen auch alle anderen Proportionen aus, wie überhaupt die Proportionen dieser Bürostadt in der über Jahrhunderte gewachsenen Stadt alle Grenzen sprengt. Aus heutiger Sicht wäre ein derartiges Bauvorhaben zumindest in Zentraleuropa unvorstellbar, was in Katar, Dubai und anderen neureichen Emiraten entstanden ist, muss man kritisch vergleichend aus der heutigen Sicht monoökonomischer Monopolmächte betrachten.

Heute verzeichnet La Defense verstärkt die Abwanderung vieler Unternehmen in andere Stadtteile oder in Vororte, weil die immensen Kosten pro Quadratmeter auch die propersten Global- und Regionalplayer abschrecken. Außerdem hat der Zahn der Zeit seine Spuren hinterlassen und Büroräume, die nun mehr als 30 Jahre alt sind, entsprechen nicht mehr den Standards, die heute verlangt werden.

An dieser Stelle sei ein Zitat von Peter Handke aus dem Jahre 1974 angebracht, welches ich

beim ausgiebigen Stöbern im Internet gefunden habe: „La Défense müsste eigentlich Sperrzone sein – weil da die Geheimnisse der technokratischen Welt sich ganz unverschämte verraten.“ Die Wirklichkeit ist oftmals absurder, als man sich das in seinen intelligentesten Gehirnumdrehungen vorstellen kann, denn vor den glasglänzenden Fassaden der Bürotürme und des alles überragenden Betontores wurde anlässlich des anstehenden Weihnachtsmarktes ein Hüttendorf aus Holzbrettern und mit Giebeln für die Wunschliste der Geschenkchoreografie aufgestellt, welches im Kontrast zu den abweisenden Büroarbeitskolossen mit seinen geschlossenen Läden genau das verkörpert, was mit unserer Welt los ist: die Entfremdung der menschlichen Lebensweise durch die überflüssigen Verlockungen eines aus allen Fugen geratenen Konsumterrors.

Trotzdem wollte man 2007 ganz in der Nähe eine Erweiterung des Stadtteils errichten „Tour Signal“ genannt, welches sich aber in den Mühlen von Kostenkalkulationen, ökologischen Forderungen und bürgerlichen Protestbewegungen als geschredderte Idee gescheiteter Projekte der Geschichte erledigte.

Auf dem Rückweg haben wir noch das kleine, aber feine Fotografie-Museum Cartier-Bresson in der Nähe des Montparnasse besucht und sind dann mit der Buslinie 38 direkt und „ohne über Los zu gehen“ zum Gare du Nord gefahren, um uns thalysisch dahin bringen zu lassen, wo ich bei besserem Wetter auch zu Fuß hin gegangen wäre. Was aber nicht bedeutet, Paris froh hinter mich gelassen zu haben, nein im Gegenteil, diese drei Tage waren in jeder Beziehung bereichernd. Paris nous appartient, wie der schöne Titel eines Filmes von Jacques Rivette heisst.

Als Fazit möchte ich allen ans Herz legen, dass Sie, wenn Sie demnächst in Paris weilen, zumindest das Musée Branly durchstreifen sollten.

Man könnte auch daran denken für philosophiekunst in nächster Zeit wieder einmal eine Parisreise zu planen, denn Paris kann man eigentlich niemals bereuen.